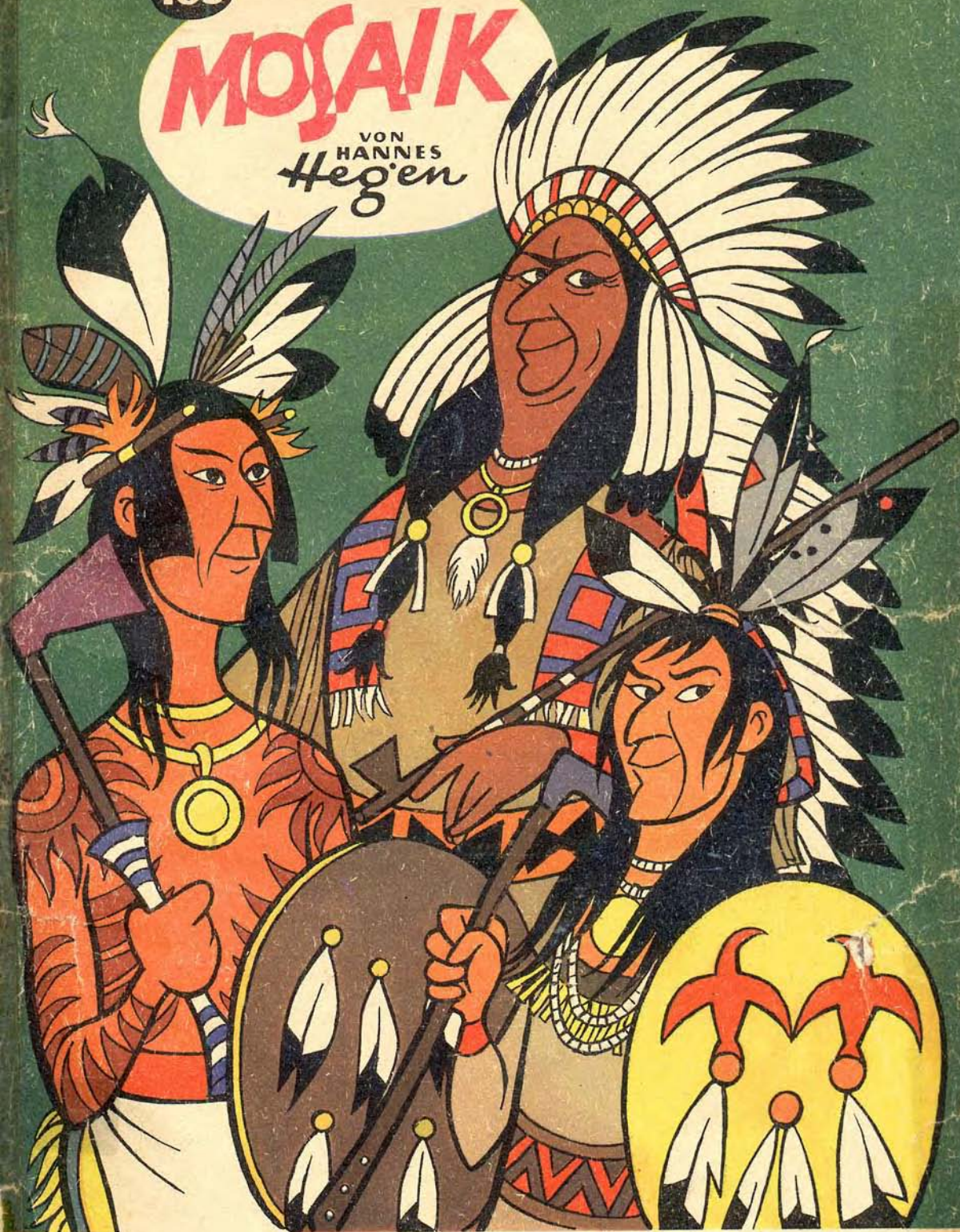


165

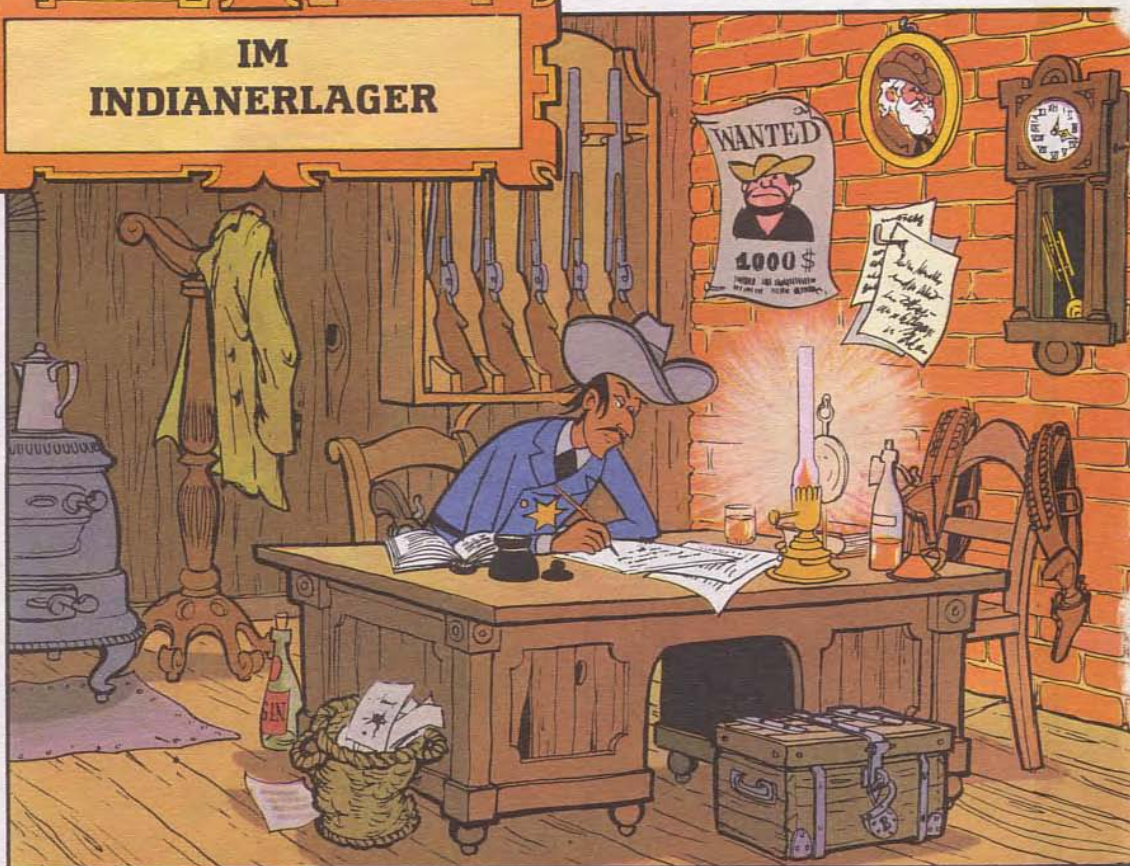
MO SAI K

VON
HANNES
Hegen



IM INDIANERLAGER

IM INDIANERLAGER



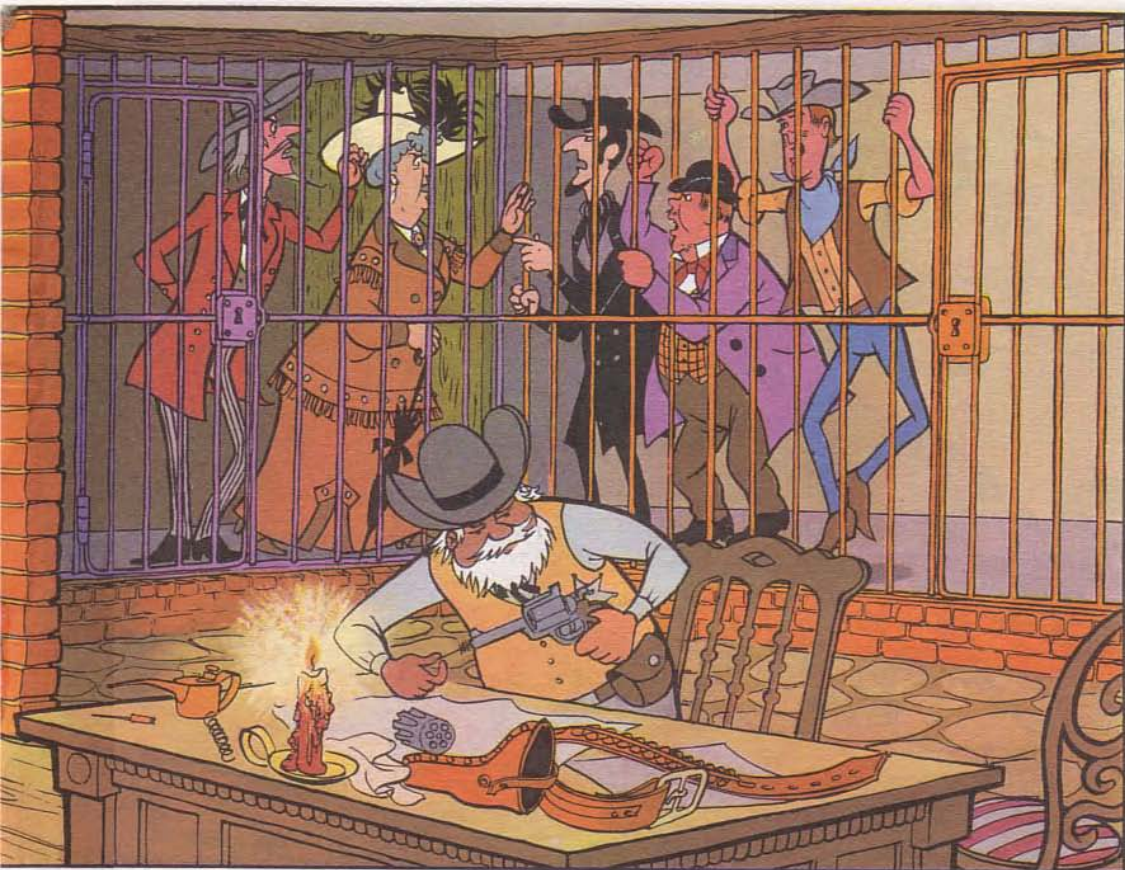
Larry Mills, der Sheriff von Kansas City, hatte noch nie solche unruhigen Gäste in seinen Zellen beherbergen müssen wie diesmal. Seit Mrs. Jefferson und der Colonel eingeliefert worden waren, hatte das laute Gezänk zwischen ihnen und den drei ehemaligen Flußpiraten kein Ende ge-

nommen. „Und dabei soll ich nun ein Protokoll schreiben“, seufzte Sheriff Mills. „Na ja, also weiter: Die Frau, die sich als Millionärin ausgibt, scheint die Anführerin der von mir festgenommenen Bande zu sein. Während drei Mitglieder der Bande in King's Saloon randalierten, offenbar um



„Sie wollten uns los sein. Deshalb schlugen Sie vor, daß wir die Kutsche stehlen sollten. Als uns dann die Sache in King's Saloon passierte, waren Sie froh, daß es so geklappt

hatte. In Ihrer Dummheit versuchten Sie nun die Kutsche . . .“ – „Halt, beleidigen Sie nicht die Dame!“ rief der Colonel, wurde aber gleich zum Schweigen gebracht.



mich vom eigentlichen Tatort fernzuhalten, versuchte die Bandenchefin gemeinsam mit einem Individuum, das sich als Colonel bezeichnet, bei den Western Lines eine Kutsche zu stehlen. Dank der Wachsamkeit von Postmeister Wilkes wurde dieses Vorhaben vereitelt.“ Soweit die Ansicht des

Sheriffs über den Fall. Daß sich manches anders verhielt, ging aus dem Streit der Gefangenen hervor, aber da hörte Mills ja nicht hin. „Wir haben Sie längst durchschaut, Madam!“ rief ‚Prediger‘ Coffins. „Sie wollten uns hereinlegen mit Ihrem albernem Plan!“



Nun konnte sich auch Mrs. Jefferson nicht länger beherrschen und handhabte ihre gefürchtete Waffe, den Schirm, wie ein Degenfechter. Angefeuert durch dieses Beispiel

schlug der Colonel mit militärischer Genauigkeit zurück, wobei er sich an ein Erlebnis erinnerte, das er zu Beginn seiner Laufbahn mit Mexikanern in Santa Monika hatte.



Als aber Piraten-Jack den Schirm erobern konnte und Mrs. Jefferson mit schriller Stimme seine Rückgabe forderte,

hielt es Sheriff Mills nicht länger aus. „Ruhe!“ schrie er. „Zum Donnerwetter, wollt ihr wohl endlich ruhig sein!“



Aber er hätte ebensogut einem Tornado befehlen können umzukehren und sich woanders auszutoben. Der Lärm in den Zellen steigerte sich noch, weil die Piraten über die

Hilflosigkeit der Lady in ein dröhnendes Gelächter ausbrachen. „Ohne Schirm kann sie uns nicht mehr schlagend widerlegen“, höhnte Coffins. „Was nun, meine Teuerste?“



„Coffins, ich verbitte mir, von Leuten Ihres Schlages mit ‚meine Teuerste‘ angeredet zu werden!“ verwahrte sich Mrs. Jefferson. – „Oho!“ rief der Pirat. „Sie sind nicht mehr als wir! Ihre Millionen sind auch nur zusammengestohlen!“ Die Lady heulte wütend auf. – „Nun langt mir’s aber“, wettete der Sheriff und schlug auf den Tisch.

Larry Mills starrte sprachlos auf sein mühsam fertiggestelltes Protokoll. Es war unleserlich geworden. „Das – das ist die Höhe!“ keuchte er schließlich. „Diese Banditen! Das sollen sie mir büßen!“



„Ich – ich werde euch Wasser und Brot entziehen! Ich werde...“ – „Stop, Larry“, bromste ihn der Hilfssheriff, „über-

leg dir, was du sagst. Was du vorhast, ist ungesetzlich. Die Gefangenen sind noch nicht verurteilt, bedenke das.“



„Ach, und solange kann mir diese Bande mit ihrem Krawall die Nerven ruinieren! Nicht bei mir, hört ihr?“ – „Wir hören sehr gut, Sheriff“, erwiderte Coffins eiskalt. „Ich

möchte Sie aber darauf aufmerksam machen, daß in den Gesetzen nichts davon steht, wie wir unsere Privatgespräche zu führen haben. Ob laut oder leise, das bestimmen wir.“



„Soso“, rief der Sheriff, „wenn Sie die Gesetze so gut kennen, Mister, wieso sind Sie denn hier?“ – „Weil Sie die Gesetze offenbar nicht kennen“, konterte Coffins frech.

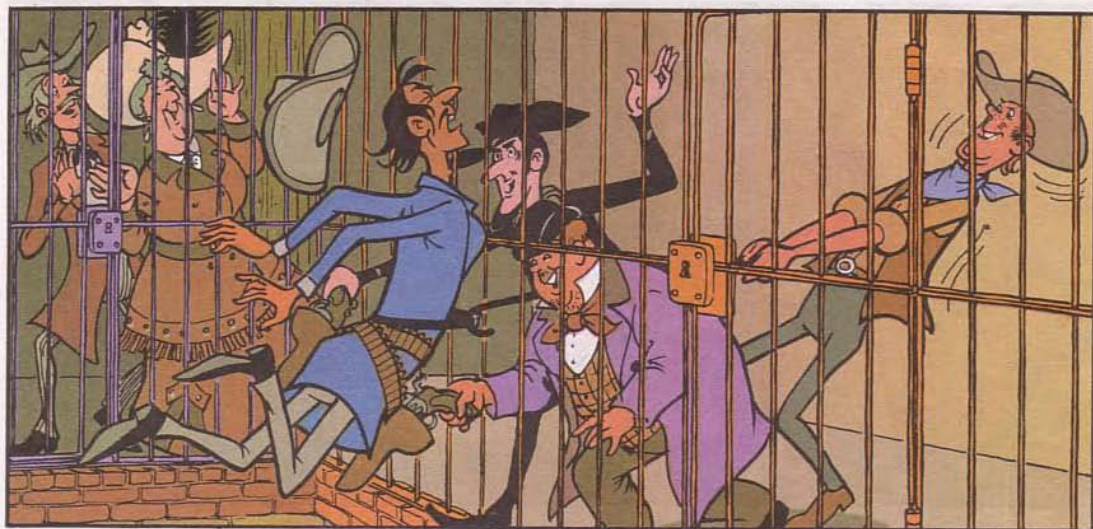
Zwischen ihm und dem ‚Doktor‘ schob sich vom Sheriff unbemerkt die Schirmkrücke vor. Piraten-Jack hatte einen verwegenen Einfall. „Bleibt so stehen“, zischte er.



Der Sheriff konzentrierte sich ganz auf seinen Wortwechsel mit Coffins. „Sie werden mich noch kennenlernen“, versicherte er. „Und wenn Sie mich kennen, dann kennen Sie auch die Gesetze!“ Coffins lachte nur. Die Schirmkrücke schob sich weiter vor.



„Ich verlange, daß Sie an meinen Rechtsanwalt Mr. Dupont nach New Orleans telegraphieren!“ mischte sich Mrs. Jefferson ein. – „Telegraphieren? Mit Indiantrommeln vielleicht?“ fragte der Sheriff.



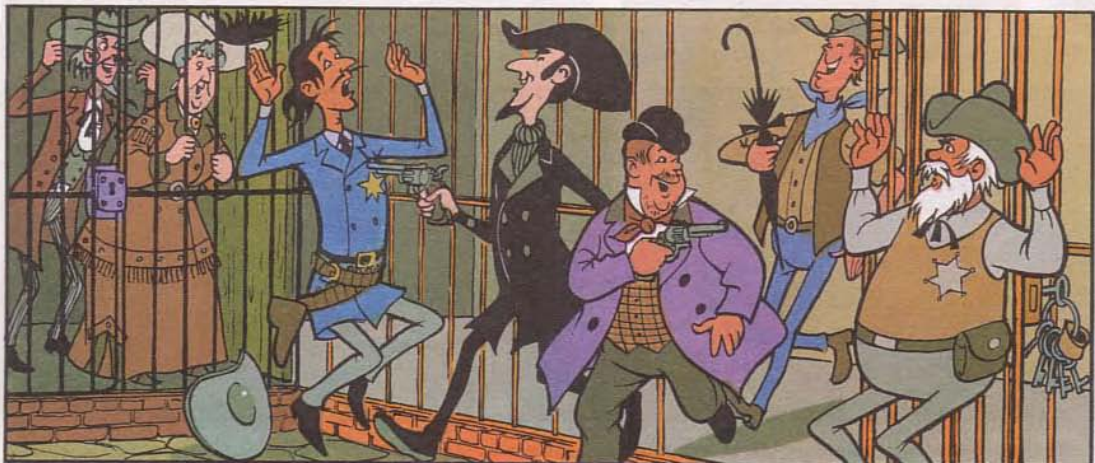
Im nächsten Augenblick flog er gegen die Gitterstäbe, daß es nur so krachte. Blitzschnell rissen Coffins und der

Doktor die Revolver aus seinem Halfter. „Bravo!“ rief Jack. „Ein vorzüglicher Schirm übrigens! Prima Qualität!“



„Und nun hübsch die Händchen hoch!“ befahl Coffins. „Sie holen die Schlüssel, Hilfssheriff! Keine falsche Bewegung, sonst knallt's!“ – „Das – das wird euch – sehr teuer zu

stehen kommen!“ stammelte Larry Mills, als er seinen Schreck überwunden hatte. Der Doktor lachte. „Wir lassen Ihnen Zeit, daß Sie sich was Hübsches ausdenken können.“



„Aufschließen!“ kommandierte Coffins weiter. Der Hilfssheriff gehorchte. „Und die Hände hoch! So ist's brav!

Na also, da wären wir wieder draußen.“ – „Fein, nun werden wir sicher auch gleich befreit“, sagte Mrs. Jefferson.



„Wir müssen uns noch ein wenig gedulden“, meinte der Colonel. „Erst müssen der Sheriff und sein Gehilfe einge-

sperrt werden.“ Genauso geschah es. „Marsch, rein da mit euch!“ sagte Coffins. Der Sheriff schimpfte und drohte.



Die Piraten ließen ihn toben und wandten sich zum Gehen. „He, was ist denn mit uns? Wollt ihr uns nicht rauslassen?“

riefen Mrs. Jefferson und der Colonel. „He, seid ihr taub? Ob ihr uns nicht rauslassen wollt, fragen wir!“



Coffins drehte sich mit einem Ruck um. „Nein, Madam“, sagte er. „Sie wollten uns ja gerne los sein. Also bitte, wir gehen.“ – „Das können Sie uns doch nicht antun!“ rief die Lady. „Bitte, ich schenke Ihnen fünfhundert Dollar, wenn Sie uns befreien!“



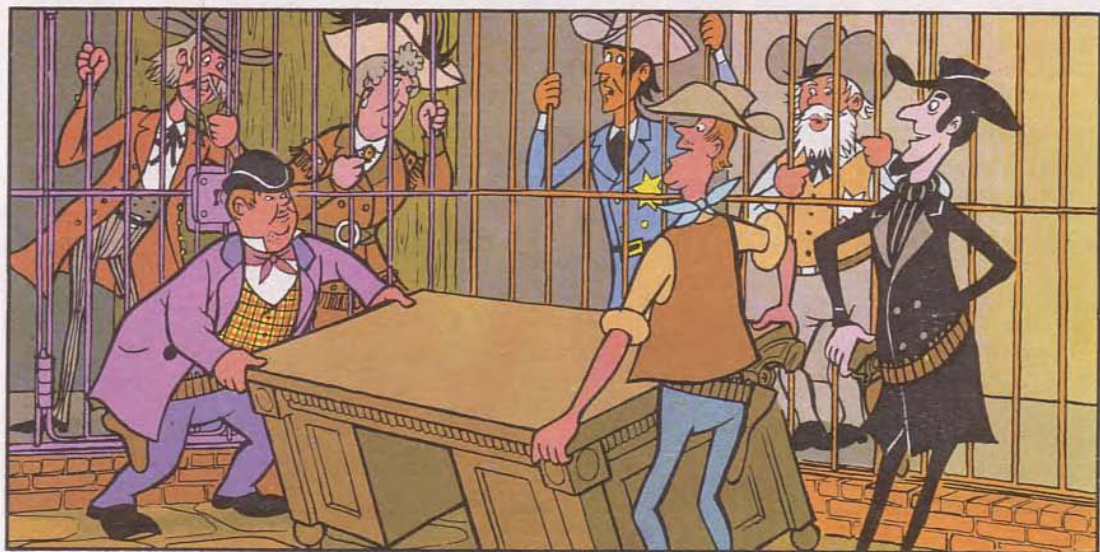
„Das war doch sicher nur ein kleiner Scherz, Madam. Nein, wenn ich Sie herauslassen soll, dann müssen Sie uns schon etwas mehr bieten. Mindestens die Hälfte von Ihrer Goldmine.“ – „Unmöglich!“



„Sagen Sie ja“, flüsterte der Colonel. „Wenn wir diese Chance nicht nützen, sind wir erledigt. An uns wird sich der Sheriff rächen, wenn er die Piraten nicht erwischt. Sagen Sie ja; später werden wir sehen, wie wir uns drücken können.“



Das war einleuchtend. Vielleicht genügte es, wenn man erst einmal ja sagte. Eines Tages würde man die Piraten doch noch abschütteln können. „Also gut“, verkündete Mrs. Jefferson. „Ich bin einverstanden, Coffins.“



„Sehr vernünftig, Madam. Aber bevor wir Sie rauslassen, müssen noch ein paar kleine Formalitäten erledigt werden.“

Jack, Doktor, holt mal den Schreibtisch her.“ – „Was soll denn dieser Unsinn nun schon wieder?“ fragte der Sheriff.



„Unsinn? Es wird jetzt ein Vertrag aufgesetzt. Mrs. Jefferson wird ihn unterschreiben und der Sheriff beglaubigen.“ – „Einen Vertrag?“ rief Mrs. Jefferson. „Genügt Ihnen nicht mein Wort?“ – „Leider nein“, sagte der Doktor. „Wir haben mit Ihnen sehr schlechte Erfahrungen gemacht, daher sichern wir uns diesmal.“



„Also ich schreibe: Mrs. Victoria Jefferson aus New Orleans tritt 50 Prozent von der ihr durch das Testament von Abe Gunstick zugefallenen Goldmine an folgende Personen ab...“ – „Sehr gut, Doktor“, lobte Coffins. „Man merkt, daß du in Harvard studiert hast.“



„So, und nun noch das Dienstsiegel des Sheriffs darunter, damit alles seine Richtigkeit hat.“ – „Ausgezeichnet, Doktor, du hast eine ganze Menge auf der Universität gelernt“, grinste Coffins.



„Sheriff, nun sind Sie bitte so freundlich und verzieren dieses Dokument mit Ihrer Unterschrift. Wenn Sie sich weigern – nun, ich brauche wohl nicht weiterzureden.“ – „Also gut, ich unterschreibe, obwohl ich nicht weiß, was dieses Theater zu bedeuten hat.“



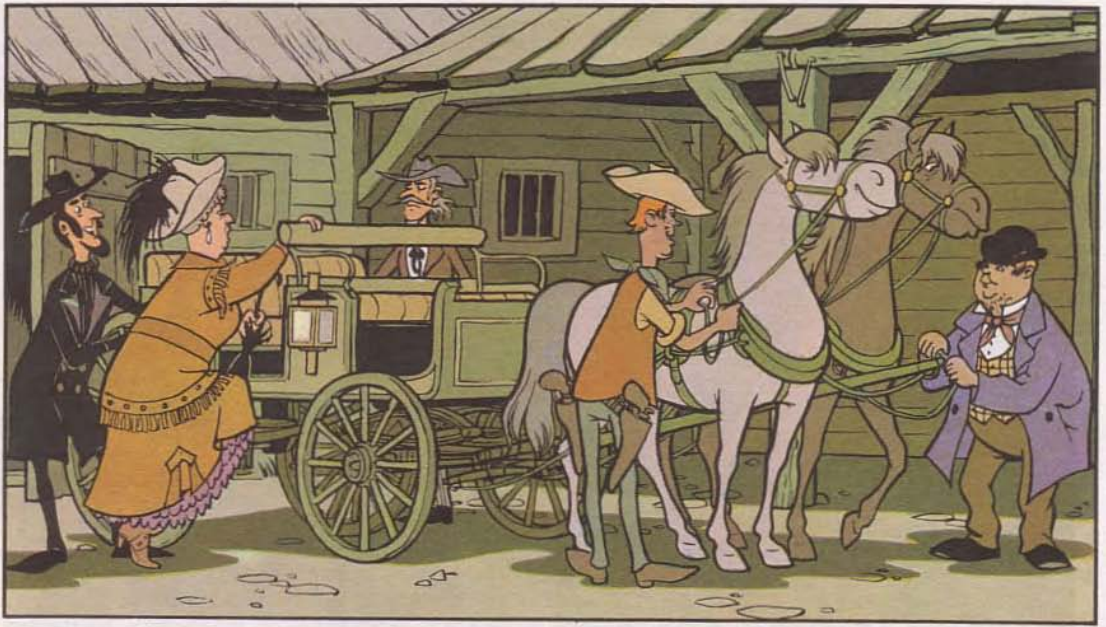
„Das ist auch nicht so wichtig. Hauptsache, Mrs. Jefferson weiß es. Bitte unterschreiben Sie, Madam. Ich schließe

unterdessen schon auf.“ – „Ihr Gauner! Hätte ich mich doch nie mit euch eingelassen! Meine schöne Goldmine!“



„Nun wäre ja alles in bester Ordnung“, stellte Coffins befriedigt fest. „Willkommen in der Freiheit, liebe Partner. Ich freue mich, daß es zwischen uns keine Unklarheiten

mehr gibt.“ – „Über Sie war ich mir schon immer im klaren“, sagte Mrs. Jefferson würdevoll. – „Geht nur! Ich kriege euch doch noch!“ schrie der Sheriff ihnen nach.



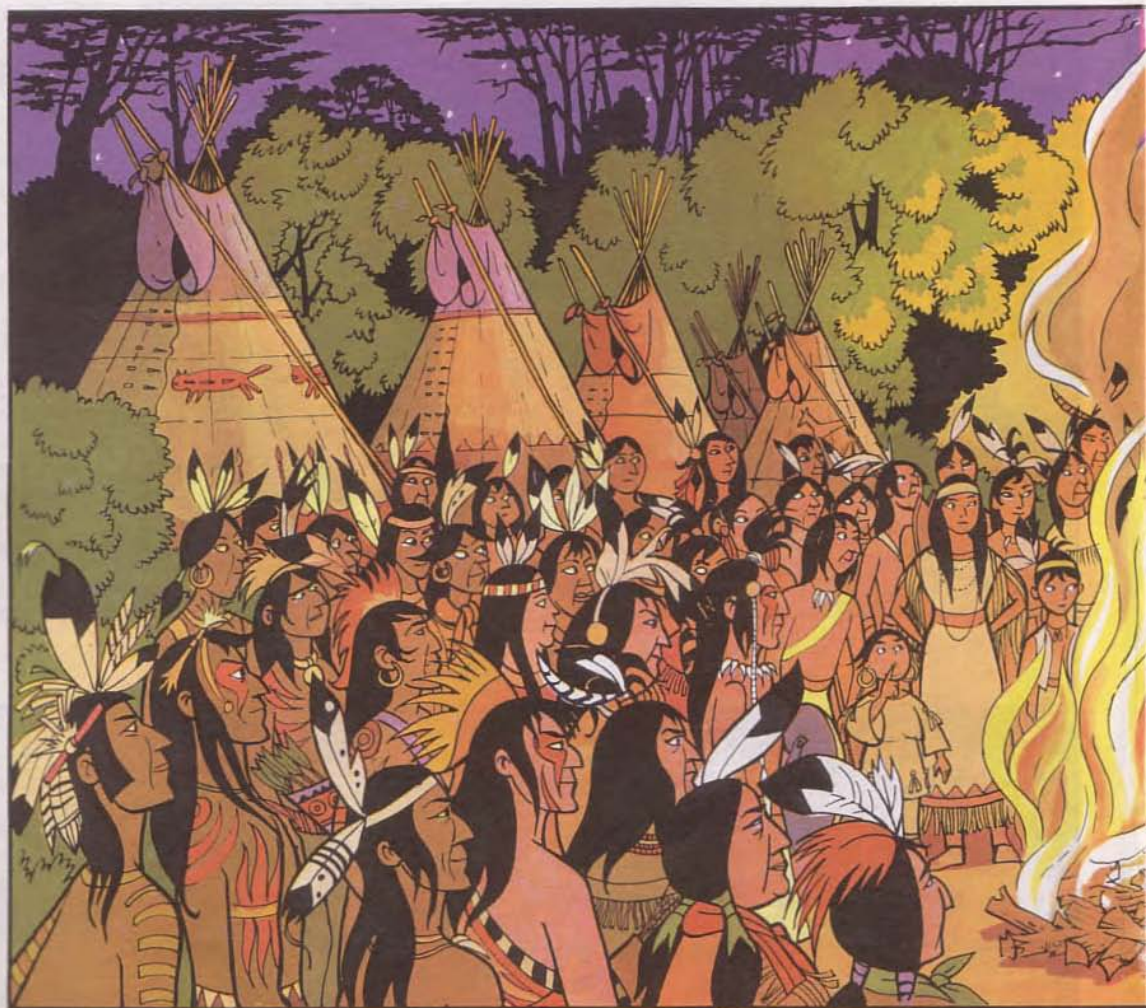
„Der Sheriff wird nicht damit einverstanden sein, daß wir uns seinen Wagen borgen, aber wir brauchen ihn ja auch

nicht zu fragen“, sagte der Doktor. Jack lachte. „Wir als zukünftige Millionäre können doch nicht zu Fuß gehen!“



„Sehen Sie, Madam“, lächelte Coffins, als der Wagen die schlafende Stadt verließ, „nun brauchen Sie die Western Lines gar nicht. Und vor allen Dingen reisen Sie doch mit

uns viel sicherer.“ Mrs. Jefferson schwie. Der Preis für diese angebliche Sicherheit schien ihr zu hoch. Sie hatte das schlechteste Geschäft ihres Lebens abschließen müssen.



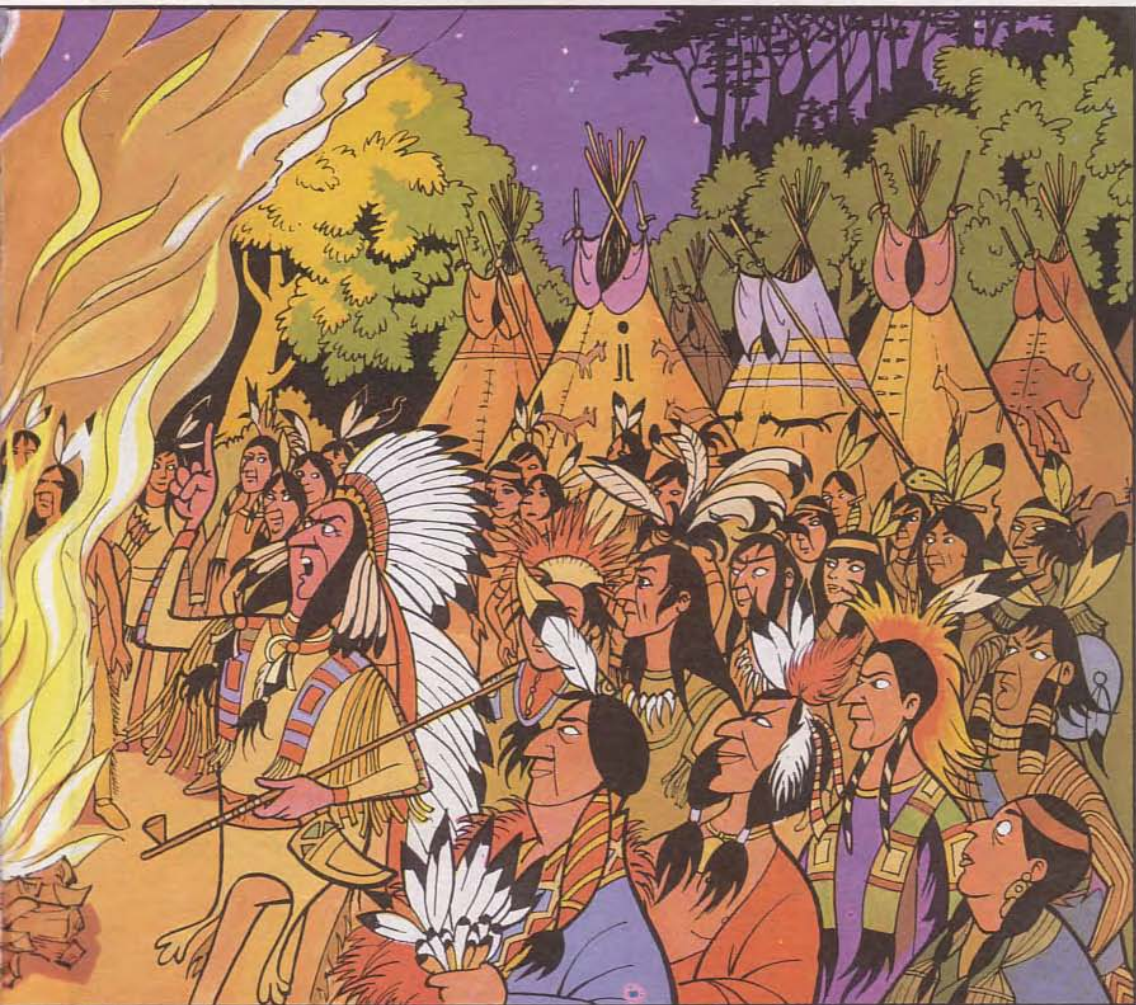
Weit draußen in der Prärie, in der Nähe eines kleinen mit Bäumen bestandenen Wasserlaufes, hatte sich ungefähr zu dieser Stunde ein Indianerstamm versammelt. Der Häuptling Büffelherz schilderte in packenden Worten den ersten

Anlaß dieser Zusammenkunft. „Meine Brüder“, rief er aus, „unsere Jagdgründe sind klein geworden, weil der Weiße Mann immer wieder sein Wort gebrochen hat und weil seine Verträge nicht mehr wert waren als das Laub, das der Wind



„An den Marterpfahl mit allen Bleichgesichtern!“ riefen die Krieger. Der Häuptling gebot Ruhe. „Ich war gestern bei Major Pinkerton, dem Häuptling der Langen Messer am Bärenfluß. Ich forderte ihn auf, die Diebe zu verfolgen.

Er aber sagte, dazu hätte er keine Anweisung aus Washington. Wir sollten besser auf unsere Pferde aufpassen. Das sagt ein Mann, der vom Weißen Vater in Washington den Auftrag hat, hier für Ordnung, Recht und Sicherheit zu sorgen!“



von den Bäumen schüttelt. Aber selbst hier haben wir keinen Frieden mehr. Viehdiebe, Landräuber und Büffelschlächter kommen in immer größeren Scharen. Am schlimmsten aber sind die, die in den fernen Bergen das gelbe Metall su-

chen. Weil sie es aus unbegreiflichen Gründen sehr eilig haben, sich die Taschen damit zu füllen, ist kein Pferd vor ihnen sicher. Eine solche Bande war es, die uns vorgestern zwanzig Pferde stahl. Ihr wißt es, meine Brüder."



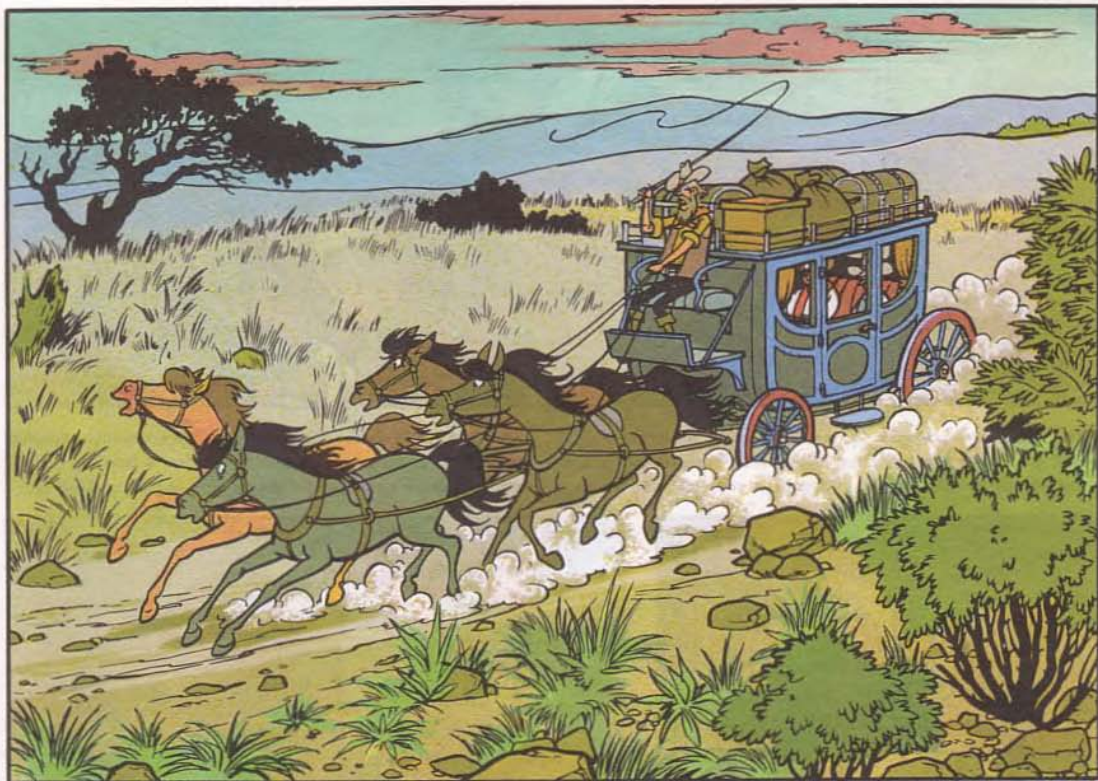
„Wir werden selber dafür sorgen! Grabt das Kriegsbeil aus!“ riefen ein paar Hitzköpfe. Der Häuptling sprach weiter: „Wir wollen keinen Krieg mit dem Weißen Mann. Aber wir wollen unsere Pferde wiederhaben. Meine Brüder, ver-

nehmt meinen Entschluß: Von nun an werden alle Bleichgesichter, die unsere Jagdgründe betreten, von uns gefangen und solange festgehalten, bis uns Major Pinkerton alle zwanzig Pferde wieder herbeigeschafft hat. Ich habe gesprochen!“



Wenig später meldeten Späher das Herannahen der fahplanmäßigen Postkutsche aus Kansas City. Der Häuptling traf Anordnungen für einen Überfall. „Wir legen uns bei den

Singenden Felsen auf die Lauer. Zwei Gruppen verbergen sich beiderseits vom Weg im Gras. Rächender Blitz geht auf die östliche Seite und übernimmt den Kutscher.“



Die ahnungslosen Digidags stellten unterdessen erfreut fest, daß ihre Fahrt seit einigen Stunden ohne jede Störung verlaufen war. „Zum Glück ist uns keine Büffelherde mehr

begegnet“, sagte Dag. „Wenn nichts weiter dazwischenkommt, werden wir gegen Mittag beim Fort am Bärenfluß sein.“ – „Was soll schon dazwischenkommen“, gähnte Dig.



In diesem Augenblick hielt der Kutscher die Pferde an. „Bitte, da haben wir's“, seufzte Dag. Digidag rief zum Kutscher hinauf: „Warum halten wir denn? Sind etwa schon

wieder Büffel im Anmarsch?“ – „Nein“, erwiderte der Kutscher, „ich halte es nur für besser, wenn wir jetzt nicht mehr weiterfahren. Ich habe eine böse Ahnung.“



„Pah, seit wann schreckt Sie denn so was?“ – „Hört mal, wenn einer wie ich jahrelang durch die Prärie kutschiert, dann riecht er die Gefahr. Besonders weil ich weiß, daß

die Rothäute in dieser Gegend neuerdings ziemlich unruhig sind, möchte ich nicht an den Singenden Felsen vorbeifahren. Das wäre genau der richtige Ort für einen Überfall.“



„Das hat uns gerade noch gefehlt! Was nun?“ – „Tja, Dig, ich meine, wir müssen unbedingt weiter. Jede Pause ist ein Gewinn für Mrs. Jefferson, die uns ganz bestimmt schon auf der Spur ist.“



„Hören Sie, seien Sie kein Angsthase und fahren Sie weiter!“ – „Ich, ein Angsthase? Teufel, das hat noch keiner zu mir gesagt! Ich werde euch beweisen, daß sich ein Kutscher von den Western Lines nicht fürchtet, selbst wenn er genau weiß, was ihm blüht!“



„Na also, nun rollt der Kasten ja wieder. Es ist ein gutes Mittel, jemanden bei der Ehre zu packen, damit er

seine Launen vergißt.“ – „Wenn der Kutscher aber nun recht hatte?“ – „Nun fang, du nicht auch noch an, Digedag!“



Die Postkutsche näherte sich rasch den Singenden Felsen, die deshalb so hießen, weil der Wind in der engen Schlucht zwischen ihnen wechselnde Töne hervorrief. Auch jetzt er-

tönte wieder ein eigentümlich klagendes Singen. Die Dige-dags achteten nicht darauf, sondern machten es sich auf ihren Sitzen bequem und versuchten zu schlafen.



Nun klang durch das Singen des Windes der Ruf einer Eule. Es war ein Zeichen für die Krieger und bedeu-

tete, daß sie sich für den Angriff bereithalten sollten. Gleich mußte die Postkutsche in der Schlucht sein.



Nun befand sich der Wagen an genau der richtigen Stelle. Wieder erschallte der Eulenklang. Rächender Blitz hing

plötzlich an einem verkrüppelten Baum über der Schlucht. Der Kutscher merkte nichts von der Gefahr, die ihm drohte.

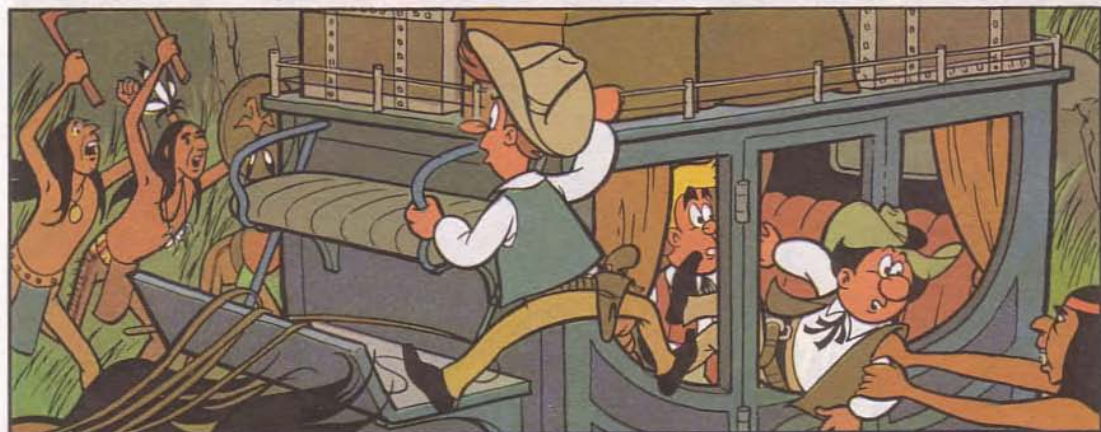


Rächender Blitz sprang ihn an, packte ihn mit eisernem Griff und warf ihn vom Bock. „Ich habe es ja geahnt!“

durchfuhr es ihn. Gleichzeitig fielen andere Krieger den Pferden in die Zügel und brachten den Wagen zum Stehen.

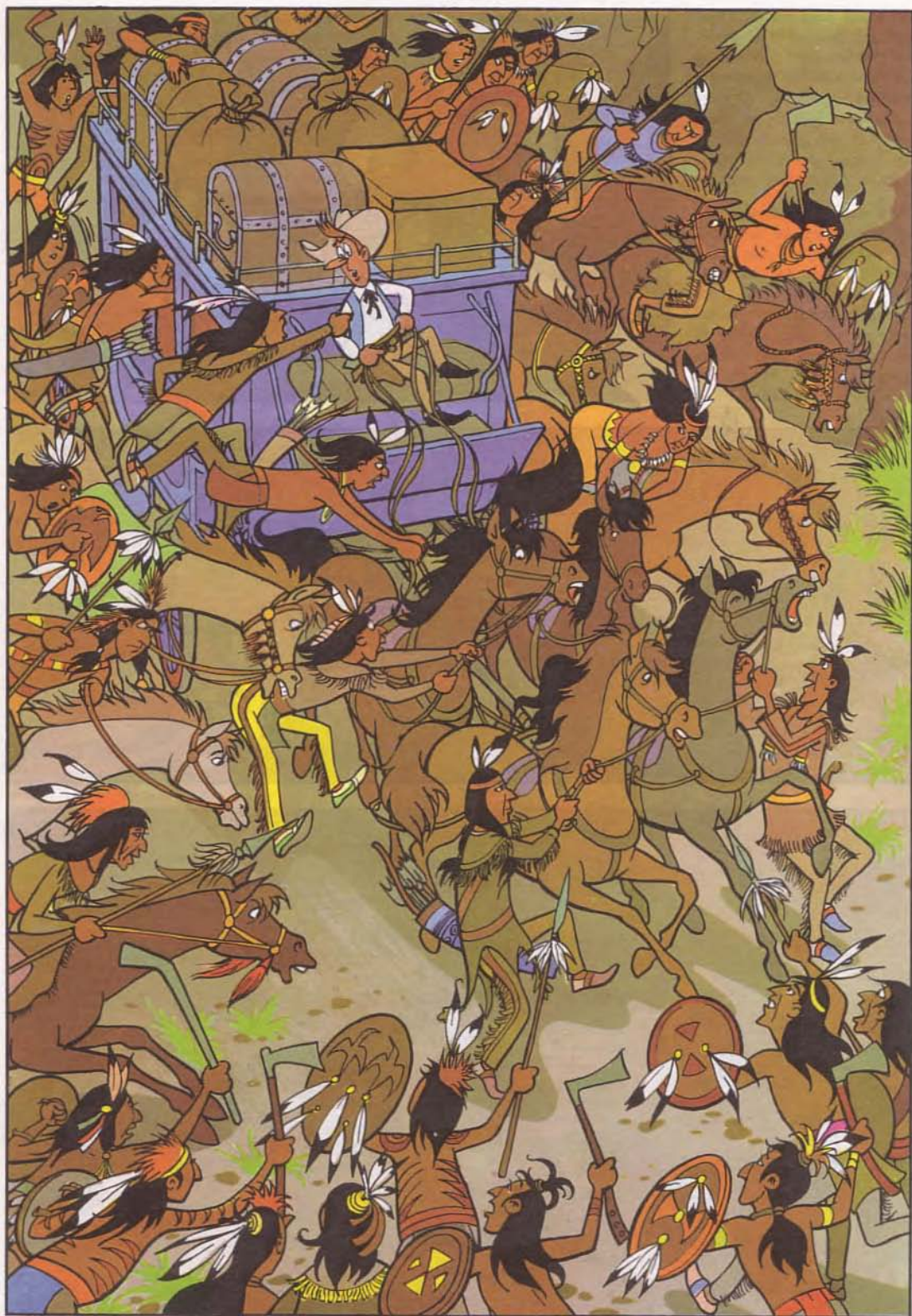
Der harte Ruck riß die Dige-dags aus dem eben begonne-nen Schlummer. „Wir sind mit einem Büffel zusammen-gestoßen“, ächzte Dige-dag. Auf einmal wurde er hell-wach. Er sah dunkle Gestal-ten lautlos durch das Gras huschen. „Indianer!“ rief er.

Schon war er draußen, sprang mit einem Satz auf den Bock und erkannte, da von allen Seiten Indianer auf die Kut-sche eindrangen, daß die Lage aussichtslos war. Trotz-dem riß er die Zügel an sich und rief aus Leibes-kräften: „Hüüü, ihr Pferde! Lauft, was ihr könnt!“



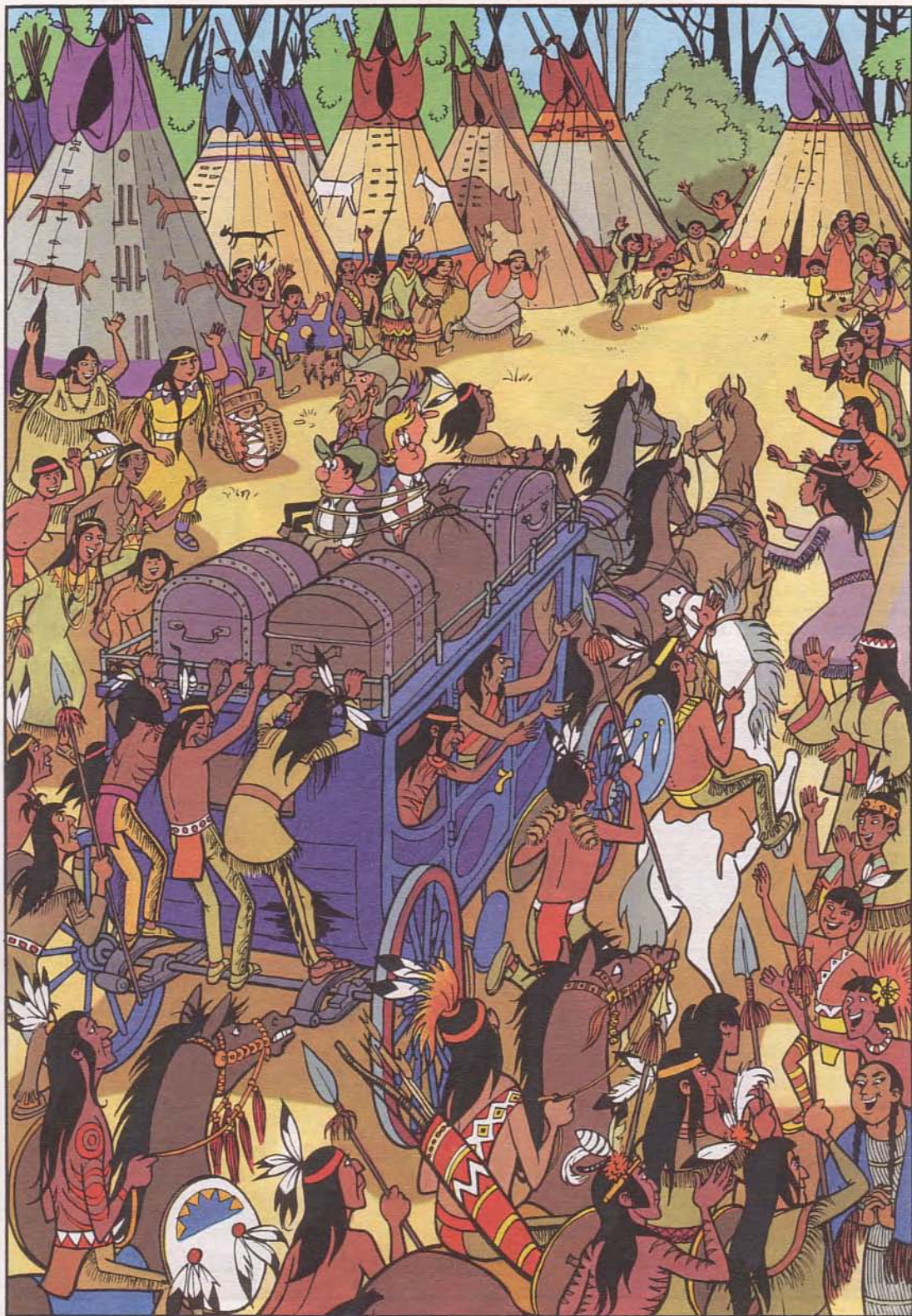
Die Pferde sprangen vor und warfen die Krieger, die sie hielten, zu Boden. Ein gellendes Kriegsgeschrei war die

Antwort auf Dige-dags unerwartete Tat. Die Krieger mußten aber die große Kühnheit dieses Bleichgesichts bewundern.



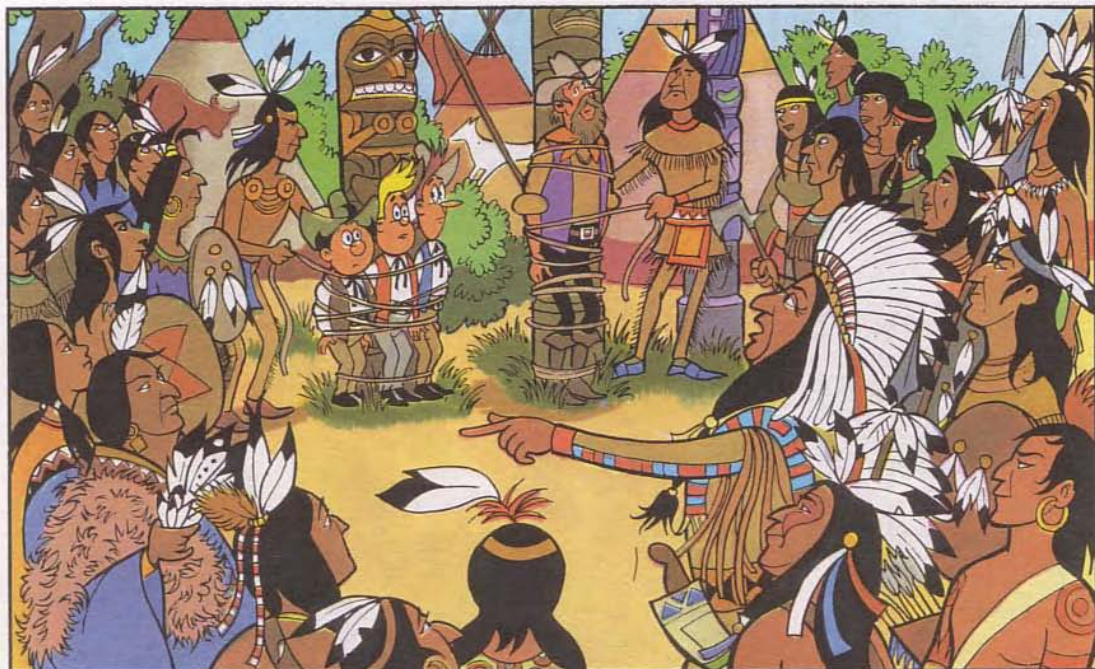
Natürlich kam die Kutsche nicht weit. Digëdag wurde vom Bock gerissen und im Handumdrehen gefesselt. Dig und Dag

wurden in der Kutsche überwältigt, ohne Antwort auf die Frage zu erhalten, was denn zum Kuckuck überhaupt los sei.



Auf dem Weg ins Indianerlager sagte der Kutscher: „Na, wollt ihr immer noch behaupten, daß meine bösen Ahnungen

nichts als Angstvorstellungen waren?“ Die Digidags schwiegen. Sie ärgerten sich, daß sie nun viel Zeit verloren.



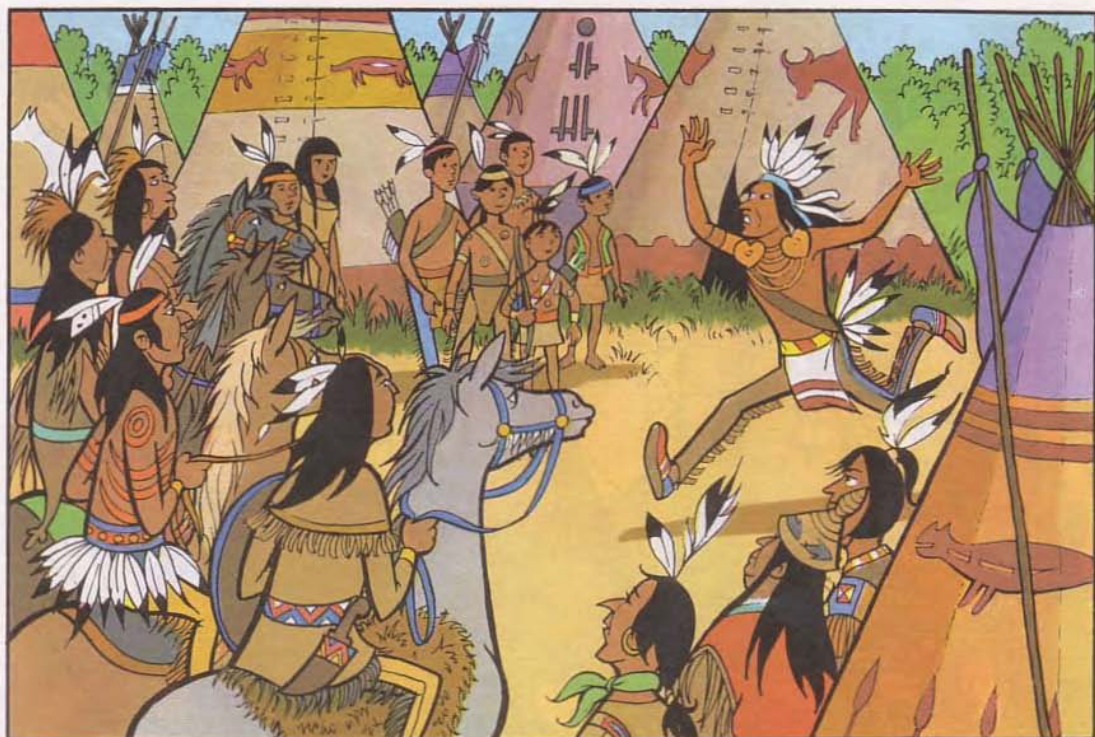
Auf Befehl des Häuptlings wurden die Gefangenen an Pfähle gebunden. „Aber warum denn?“ protestierte Dig. „Laßt uns doch weiterfahren! Wir haben es eilig!“ – „Diese Bleich-

gesichter haben es eilig!“ rief der Häuptling. „Dann sind sie gewiß auf der Suche nach dem gelben Metall!“ – „Das stimmt“, sagte Dag. „Woher weißt du das, großer Häuptling?“



„Büffelherz kennt die Bleichgesichter“, erwiderte der Häuptling kurz und fuhr zu seinen Kriegern gewendet fort: „Dieser gute Fang erfüllt mein Gemüt mit Freude. Die Ge-

fangenen mögen nun ruhig vom gelben Metall träumen. Vielleicht tröstet sie das über ihre Lage hinweg. Was weiter mit ihnen geschieht, hängt ganz von Major Pinkerton ab.“



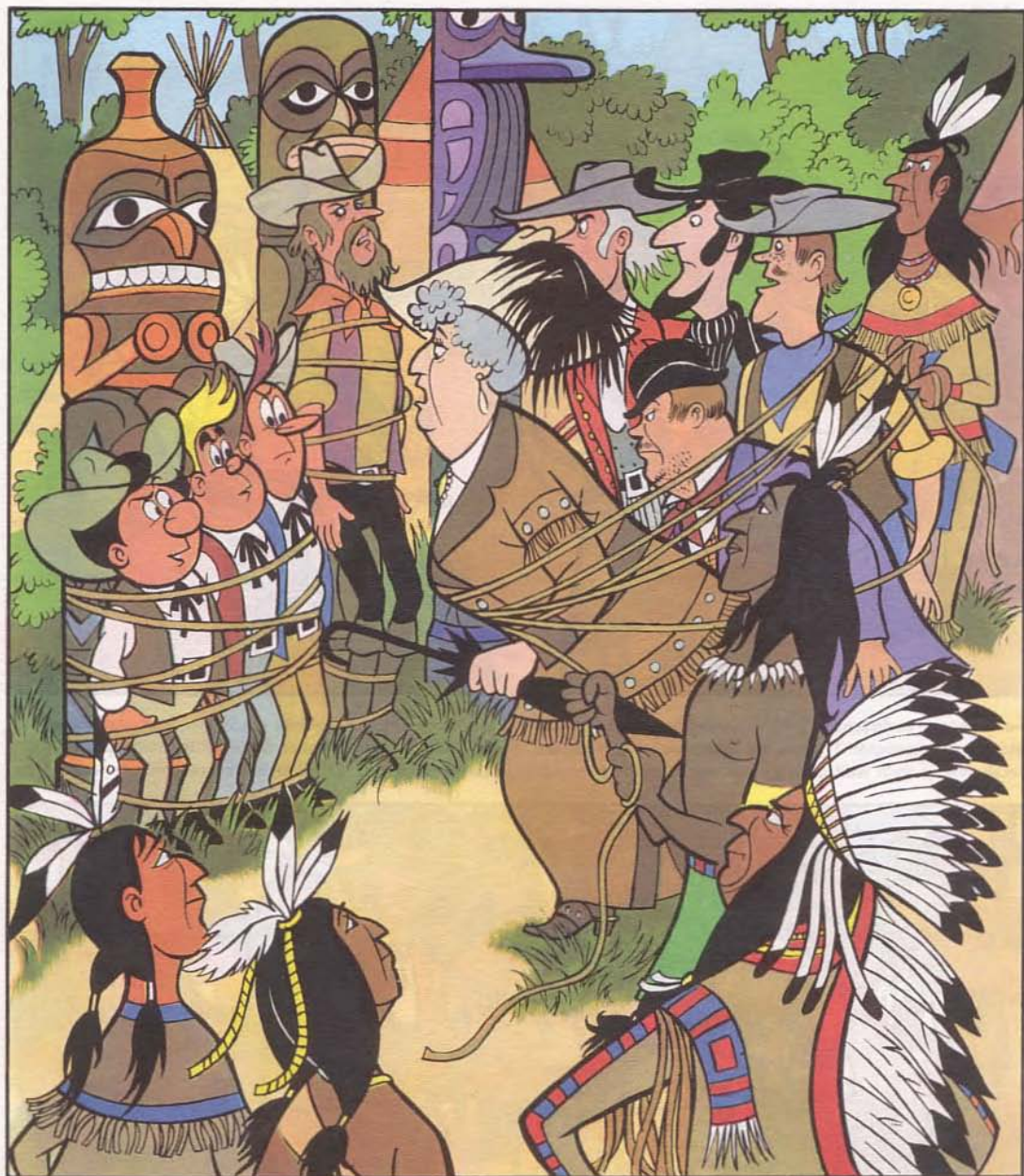
Die Digidags verbrachten sehr unangenehme Stunden. Sie hatten keine goldenen Träume. Ihr Interesse an dem gelben Metall war ja auch weit geringer, als der Häuptling verm-

tete. Gegen Mittag meldete ein Späher, daß man schon wieder eine Kutsche überfallen hätte: „Fünf Bleichgesichter sind gefangen!“ rief er. Darüber herrschte große Freude.



Wie staunten die Digidags, als sie wenig später ihre Verfolger erblickten. So bald hatten sie sie nicht erwartet. Mrs. Jefferson redete auf den Häuptling ein. „Ich nehme an, Sie wissen nicht, wen Sie vor sich haben! Nur das entschul-

digt Ihr unerhörtes Vorgehen! Wenn ich meine Goldmine nicht erreiche . . .“ – „Uff!“ rief Büffelherz erstaunt. „Auch diese Squaw sucht das gelbe Metall, anstatt daheim in ihrem Wigwam zu bleiben und zu nähen oder zu kochen!“



Während sich der Häuptling weiter über das seltsame Verhalten der Bleichgesichter wunderte und sich die rätselhafte Anziehungskraft, die das gelbe Metall auf sie ausübte, zu erklären versuchte, entdeckte Mrs. Jefferson die Digidags. „Ah, das freut mich aber, daß es euch erwischt hat!“ rief sie. „Auf diese Weise habe ich euch wenigstens eingeholt! Wartet nur, ich werde mich von den Rothäuten schon loskaufen können. Dann werdet ihr mir den Minenplan herausrücken und ich ...“ – „Die weiße Squaw möge den Fluß ihrer Rede zügeln“, unterbrach sie Dig. „Von den Söhnen Manitous kann man nichts mit dem gelben Metall erkaufen. Wir alle müssen abwarten, was ihr weiser Rat beschließt.“